

Es kann kein Zufall sein

Ich warf einen schnellen Blick auf die Uhr und beschloss, loszufahren. Ich verließ das Haus und lief zu meinem Rad. Ich stieg auf und trat in die Pedale. Und dann kam einer meiner Lieblingsmomente auf dem Weg. Der Moment, wenn du losfährst und diese tiefe Zufriedenheit fühlst, weil dir der warme Sommerwind ins Gesicht bläst und dir deine Haare zerzaust. Nur eine Kleinigkeit und dennoch entlockt sie dir ein Lächeln. Kennst du das? Dann weißt du, was das Gute in den kleinen Dingen ist. Ich sah die grünen Kakteen, mit den bunten Kaktusfeigen, die daran hingen. Das Meer und die Schaumkronen darauf. Und ganz hinten, umhüllt von Nebel, den Ätna. Hörte das Rauschen des Wassers und spürte die Sonnenstrahlen auf meiner Haut. Wieder Kleinigkeiten, die mich erfreuten. Ich war auf dem Weg zu meinen Großeltern. Sie wohnten nicht weit weg von uns, direkt am Meer. Ich fuhr den Abhang hinunter und erblickte das Haus. Nachdem ich abgestiegen war, stellte ich mein Rad davor ab und klingelte. „Hallo!“, sagte mein Opa. „Wie geht es dir?“ „Ich fühle mich gut. Aber eine Abkühlung könnte ich jetzt gut vertragen“, lachte ich und trat ein. Meine Oma begrüßte mich ebenfalls. „Hallo!“ „Hallöchen!“, erwiderte ich und setzte mich auf eines der beiden Sofas, „Heute ist es so heiß wie seit langem nicht mehr.“ Der Stoff des Sofas hatte einige Einrisse und war ziemlich abgenutzt. Aber das störte mich nicht allzu sehr. Ein altmodisches Blumenmuster schmückte ihn. Meine Großeltern hatten schon lange überlegt, die beiden Möbel auszutauschen. Aber noch waren sie nicht ersetzt worden. Ich schwitzte und ließ mir die kalte Luft aus einer der Klimaanlage direkt ins Gesicht blasen. Ich schloss die Augen und dachte an das Meer. Ich sehnte mich danach, im erfrischenden Wasser zu schwimmen. Ich sehnte mich danach, meine Strandtasche in den heißen Sand zu werfen und ins Wasser zu hüpfen. Und ich sehnte mich vor allem nach den sanften Wogen der Wellen. Und schon hatte ich eines beschlossen: Ich wollte ans Meer. Ich öffnete langsam meine Augen und stand auf. „Können wir ans Meer gehen?“

Eine halbe Stunde später lief ich mit meiner kleinen Strandtasche, in der sich Handtuch, Sonnenbrille und Sonnencreme befanden, an den Strand. Meine Großeltern waren mit meinem Vorschlag einverstanden gewesen. Gerüstet mit meiner Schwimmbrille sprang ich in das kühle Wasser und glitt unter einer Welle hindurch. Ich sah die kleinen grauen Fischchen, die zu schweben schienen. Manche waren hellgrau und hatten schwarze Punkte. Hier unten schien alles eine andere Welt zu sein. Alles wirkte so friedlich. Alles war so anders, obwohl man nur den Kopf in das Wasser tauchen musste, um in diese Welt zu gelangen. Um mich herum hörte ich die Geräusche der an den Strand klatschenden

Wellen wie durch eine Wand. Man konnte die Steine, die durch die Wellen aneinanderstießen, klimmern hören. Ich hörte die wahre Natur. Am liebsten wäre ich in der Welt der kleinen Fische geblieben, hätte ihnen zugeschaut, wie sie den Boden erkundeten. Aber mir ging die Luft aus. Ich tauchte auf und begab mich wieder in ihr Reich. Als mein Blick einem besonders flinken Fisch folgte, sah ich ein metallisch-schimmerndes Objekt im Wasser. Ich runzelte die Stirn. Ich schwamm näher heran und versuchte, es in die Hand nehmen, aber es lag zu tief auf dem Boden. Ich holte Luft und versuchte es erneut. Ich griff nach dem Gegenstand, aber ich konnte ihn nicht erreichen. Noch einmal schwamm ich an die Oberfläche und atmete tief ein. Ich drückte mich mit aller Kraft hinunter, den Arm dem kleinen Metallstück entgegengestreckt. Ich dachte, ich würde es nicht schaffen. Meine Schwimmbrille war beschlagen und ich erkannte nicht, was ich vom Boden aufhob und schließlich fest umklammerte. Ich streckte meine Hand aus dem kalten Wasser und reckte mich der Oberfläche entgegen. Frische Meeresluft gelangte in meine Lunge. Ich war erleichtert, dass ich es geschafft hatte. Erleichtert, als ich das in meiner Hand sah, was ich erwartet hatte. Ich musterte es. Es sah nach einem Medaillon aus, einem Kettenanhänger. Doch von der dazugehörigen Kette hatte ich auf dem Boden nichts gesehen. Der Anhänger war alt und verfärbt. Aber er hatte etwas, das ihn trotzdem wunderschön aussehen ließ. In der Mitte glänzte ein Glassteinchen. Oder ein Edelstein? Ein Lächeln huschte über mein Gesicht. Ich hatte einen kleinen Schatz gefunden! Ich freute mich riesig über die Entdeckung. Da schossen mir tausend Fragen durch meinen Kopf. Wem hatte er gehört? Warum lag er hier? Hatte ihn jemand verloren? Ich wollte ihn meinen Großeltern zeigen. Ich überlegte, was sie dazu sagen würden. Dazu, dass ich etwas vielleicht sehr Wertvolles in meiner Hand trug. Die Nachmittagssonne schien in mein Gesicht und trocknete es. Ich schwamm zum Strand. Meine Oma breitete gerade alle Handtücher aus. Keuchend sprang ich aus dem Wasser und stolperte fast über einen großen, angespülten Brocken gehärteter Lava. Diese Brocken fand man überall am Strand. Ich warf mich auf mein Handtuch. „Oma, ich habe etwas gefunden!“ Stolz streckte ich ihr meinen Fund entgegen. Das Erste, was sie erwiderte, war: „Wo hast du denn das hergeholt? Lag das hier einfach herum?“ Sie schaute sich kurz um und ich beschrieb ihr, wo ich auf den Kettenanhänger gestoßen war. Mein Opa hatte gehört, was ich erzählt hatte, und fragte mich, ob er meinen Fund auch anschauen durfte. Ich reichte ihn ihm. „Interessant, wem das wohl gehört hat?“, sagte er, und schaute mich dabei so an, als glaubte er, ich würde das bald herausfinden. „Hier.“ Er gab ihn mir zurück. Da wünschte ich mir, diese Frage beantworten zu können. Vielleicht hatte das gute Stück einem Segler gehört, der ihn verloren hatte. Oder einer Fischersfrau. Es war so Vieles

denkbar. Von einer Sekunde auf die andere kann etwas verloren gehen – und weg ist es. Vielleicht für immer. Schmerzhaft für den Besitzer. Wahrscheinlich hatte der Eigentümer des Anhängers genauso empfunden. Aber leider war es ein Rätsel, wessen stolzes Eigentum es gewesen war. Eines, das ich wahrscheinlich niemals lösen würde.

Am Tag darauf fuhren wir auf einen Berg. In ein altes, verlassenes Dorf, in dem etwas abgelegen das Haus meiner Ururgroßeltern stand. Oder viel mehr das, was davon noch übrig war – die vordere Hauswand mit dem rosa Anstrich. Ich hatte meine Großeltern dazu überreden können, mit mir dorthin zu fahren. Mein Interesse an Geschichte war riesig, deshalb war es auch mein Wunsch gewesen, das Dorf zu besichtigen. Wir sahen Häuser, die noch gut erhalten waren, und Häuser, die es nur teils waren. Ein Haus gefiel mir besonders. Es war eines der Sorte der gut erhaltenen Häuser und mit Wänden aus Stein, an denen die Fassade leicht abgebröckelt war. Die Tür stand offen und ich erlaubte mir, einen Blick ins Innere zu werfen. Im Haus befand sich eine große Holzterrappe, die mir sehr gut gefiel. Alles roch angenehm nach Holz, gar nicht muffig, wie ich es erwartet hatte, und an einer Stelle der Terrappe war ein großes Fenster. Es war unterteilt in kleine Fenster. Das Glas war milchig-weiß verfärbt und der Rahmen aus dunklem Holz, das abgesplittert war. Ich strich mit meiner Hand über die weiße Wand. Ein schönes Licht fiel in den Terrappenaufgang. Es war ein wenig kühl im Haus, obwohl es Hochsommer war. Ich setzte mich auf eine Terrappenstufe und schaute hinaus. Das war ein schöner Ort, um die von bunten und grünen Pflanzen geprägte Landschaft zu betrachten. Ich seufzte zufrieden. Ich sah die Kakteen und Olivenbäume, die die Landschaft grün bemalten. Doch auch ein paar kahle Bäume waren zu sehen. In der Ferne sah ich die rosa Hauswand. Im Grünen stach sie besonders heraus. Einsam stand sie inmitten der grünen Fläche. Ich holte den Anhänger aus der Tasche. Eine Linie, die ich am vorigen Tag schon bemerkt hatte, fiel mir wieder auf. Aber da erkannte ich, dass es ein Spalt war. Meine Augen weiteten sich vor Aufregung. Ich versuchte, den Anhänger zu öffnen. Nichts passierte. Hatte ich mich geirrt? Noch einmal versuchte ich es. Da klickte es laut. Ich stieß einen erstaunten Laut aus. Man konnte den Namen „Marta Nastro“ im geöffneten Anhänger lesen. Ungläubig schüttelte ich den Kopf und las noch einmal. Aber ich hatte mich nicht verlesen. N-A-S-T-R-O. Ich blickte hoch auf die rosa Hauswand. Ich hatte ein breites Grinsen im Gesicht. Hier lag ein bildschöner Anhänger mit einer eindeutigen Antwort darauf, wem er gehört hatte, in meinen Händen. Er konnte nicht durch Zufall zu mir gelangt sein, und ich würde das Schmuckstück meiner Ururgroßmutter immer bei mir tragen.

1405 Wörter

~~Ich erkläre hiermit, dass ich den vorliegenden Wettbewerbsbeitrag selbstständig verfasst habe und keine fremden Quellen in meinen Text habe einfließen lassen.~~

~~Maria Ewert~~